

Den Ort bezeichnen, von dem aus man spricht – Zum Verhältnis von Psychotherapie und Politik

(Langfassung des Interviews aus PPP Psychotherapie in Politik und Praxis, Heft 1/2020)

mit Anne Springer und Lea Dohm

Anja Manz (AM): PsychotherapeutInnen sind auch BürgerInnen, die gesellschaftliche Verantwortung tragen. Doch wo liegen die Grenzen, die das wichtige Abstinenzgebot außerhalb des Behandlungsraumes Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen in ihrer Lebensführung auferlegen kann? Frau Springer, halten Sie als Psychoanalytikerin es unter Abstinenz-Gesichtspunkten für problematisch, wenn Sie zum Beispiel als Aktivistin einer Partei oder einer großen politischen Initiative sichtbar würden?

Anne Springer (AS): Nein, das Abstinenzgebot heißt, dass ich in der therapeutischen, in der analytischen Beziehung, nichts betreiben, äußern oder anregen soll, was der eigenen Befriedigung dient. Wenn ich mich zum Beispiel in einer Partei engagiere und ich behandle einen Patienten, eine Patientin, die unheimlich scharf darauf ist, an einer regionalen Veranstaltung dieser Partei teilzunehmen, spielt das eine Rolle im Kontext von Übertragung/Gegenübertragung. Dann würde ich mit dieser Patientin darüber sprechen, warum sie das will. Ich würde nicht einfach sagen: „Prima, dass Sie meine Ziele teilen“, und ich würde wahrscheinlich auch nicht sagen: „Ich möchte nicht, dass Sie überhaupt kommen.“ Das wäre Gegenstand der Auseinandersetzung, und das verstehe ich unter Abstinenz. Man muss sehr genau unterscheiden zwischen der Tatsache, dass ich eine Bürgerin dieses Landes mit einer bestimmten politischen und gesellschaftlichen Verantwortung bin, die auch etwas mit meiner Geschichte zu tun hat, und dem, was ich in meinem Behandlungsraum tue.

AM: Frau Dohm, bei der Überlegung in die Öffentlichkeit zu gehen mit der Organisation „Psychotherapists for Future“, die Sie mitbegründet haben, gab es da Überlegungen zu dieser Frage: Wo verlaufen meine Grenzen? Gibt es da eventuell ein Konfliktpotenzial?

Lea Dohm (LD): Wir haben darüber gesprochen unter KollegInnen und es war ganz klar, dass es kein aufsuchendes Verhalten im Therapieraum geben darf. Also, dass wir uns an die Berufsordnung streng halten. Unabhängig davon: Meines Erachtens muss man es ja erst einmal trennen zwischen politischem Engagement und dem Umweltengagement. Denn die „For Future“-Bewegung ist klar parteienübergreifend und beruht erst einmal auf naturwissenschaftlichen Fakten, nicht so sehr auf einem

politischen Paradigma. Man kann die CO2-Bilanzen physikalisch ausrechnen, und was dann am Ende für die Umwelt herauskommt. Das vermischt sich manchmal. Die Klimakrise ist eine Menschheitskrise, in der meines Erachtens jeder gefragt ist, sich mit ihrem oder seinem individuellen Konsumverhalten zu befassen und sich darüber hinaus politisch und gesellschaftlich zu fragen, was dahintersteht. Und da sind wir gefragt. Zum Beispiel bei den Scientists for Future hat man uns mit offenen Armen empfangen und uns gesagt: Das Wissen über das Problem und die Handlungsnotwendigkeiten ist da! Es scheitert an der Umsetzung, der Vermittlung. Und was wir an dieser Stelle brauchen, sind PsychologInnen, SoziologInnen und SozialwissenschaftlerInnen. Ich glaube, dass wir hier so viel zu bieten haben mit unserem Wissen über Konflikte und Gruppenprozesse. Wir werden dringend gebraucht und ich kann nur jeden Kollegen und jede Kollegin aufrufen, sich uns anzuschließen. Es gibt viel zu tun.

AM: Frau Springer, stehen Sie dazu im Widerspruch?

AS: Ich habe damit überhaupt kein Problem. Mir geht es aber darum, dass es wichtig ist, jeweils den Ort zu bezeichnen, von dem aus man spricht. Ich persönlich habe ein großes Problem mit Argumentationen, die sich für mich missionarisch anhören. Also, wenn es nicht mehr nur um Fakten geht, sondern um die Rezeption, den Umgang mit Fakten. Ich würde da mal sagen. Jedem, der heute sagt: „Umweltaktivismus muss sein, denn so geht es nicht weiter“, – antworte ich: „Ja, das ist richtig. Aber jeder handelt auf seinem oder ihrem persönlichen Hintergrund.“ Und manchmal wird diese Forderung auf eine Art und Weise formuliert, dass man denkt: Da will mich jemand unbedingt überzeugen. Und das ist ja auch in Ordnung, - wenn es denn deutlich erkennbar ist. Ich muss auch sehen, dass es Leute gibt, die mit den gleichen Fakten anders umgehen. Man kann abdriften in Missionarisches und sagen: Wenn jetzt nicht sofort ..., dann geht die Welt unter, sofort, aber sofort geht die Welt nicht unter. Sie geht, leider Gottes, stückweise unter.

LD: Na, ja, Menschen sterben ja schon jetzt.

AS: Ja, Australien zum Beispiel ist mehr als eine Katastrophe. Ist völlig klar.

AM: Aber für Sie ist das Entscheidende, den Ort bezeichnen, von dem man auch spricht, also sich sichtbar, transparent zu machen in der Positionierung?

AS: Ja, ich spreche jetzt in meiner Rolle und in einer bestimmten Rolle kann ich nicht und darf ich auch nicht alles.

LD: Ich muss unbedingt noch etwas dazu sagen. Ich glaube, dass es eine große Gefahr ist - und wir scheinen uns ja grundsätzlich einig zu sein, was die Fakten angeht - dass wir anfangen, uns in gewisser Weise in Debatten über den Ton, über die Art und so weiter verfangen, wo wir doch angesichts der Brisanz der Lage unbedingt an einem Strang ziehen sollten und es sinnvoll wäre, sich hinter die

Klimaengagierten zu stellen und zu sagen: „Ja, es gibt ein Problem mit Verleugnung und wir müssen zusehen, was wir als PsychotherapeutInnen da tun können.“ Ich kann Ihnen sagen, dass ich bei unserer Initiative auch nicht alles perfekt finde. Aber nichtsdestotrotz: Ich glaube, das ist wie in der Psychotherapie, wo es auch nicht nur den passenden Patienten gibt oder die passende Patientin. Es ist eine große Gefahr, dass wir uns gegenseitig zerfleischen. Dadurch kann es zu einer Bewegungsunfähigkeit kommen, die wirklich gefährlich ist.

AS: Das schließt sich gegenseitig nicht aus. Aber wenn mir jemand so entgegenkommt, dass er sagt: „Das ist verboten, das ist erlaubt, so hast du zu denken“, dann ist es unglaublich verführerisch, im gleichen Stil zu antworten. Ich glaube, die Klemme, in der wir alle sind, ist: Manchmal muss man sogar so antworten, weil Argumente von der Gegenseite nicht gehört werden und man wirklich wie der Trottel dasteht, wann man anfängt zu differenzieren, und mein Gegenüber dreht sich um und lacht sich ins Fäustchen. Aber wenn man zu sehr auf diesen Stil der Argumentation eingeht, beraubt man sich, glaube ich, der eigenen Möglichkeiten. Das ist ein Balanceakt, der mich immer wieder beschäftigt. Aber ich muss dazu auch betonen, ich stehe hier nicht für die Gruppe der Analytiker. Es gibt auch eine sehr zu respektierende Gruppe von Kollegen, die sagen: „Für mich ist das nichts. Ich finde das nicht richtig.“ Das sind Psychoanalytiker, die ihre Rolle so verstehen, dass man sich nicht auf diese Art und Weise auf die politische Bühne und zur Verfügung stellt.

LD: Ich kenne das von KollegInnen, die sagen: Ich finde es grundsätzlich richtig mit „Fridays for Future“, ich bin auch solidarisch, aber zu Klimastreiks zu gehen, das ist nicht meine Art. Ich möchte dazu sagen: Mir macht das auch keinen Spaß, auf Großdemonstrationen zu gehen, aber es ist notwendig. Ich würde mir schon wünschen, dass die KollegInnen an dieser Stelle auch Bereitschaft zeigen, ihre persönliche Komfortzone zu verlassen, Mut haben, offen Farbe zu bekennen und mit ihrem Gesicht dafür einzustehen.

AS: Ja, das kann man sich wünschen. Aber man kann sie nicht bedrängen oder sollte sie nicht bedrängen, verurteilen, oder in irgendeiner Art und Weise dorthin schieben.

LD: Aber wir dürfen sie ermutigen.

AS: Man muss sich auseinandersetzen. Ich kenne das auch von der anderen Seite her. Die ganze große Auseinandersetzung mit Psychoanalyse im Zusammenhang mit Politik und Zeitgeschehen. Was machen wir mit der Aufarbeitung der eigenen Geschichte im Dritten Reich und danach? Das sind ja Riesenauseinandersetzungen gewesen. Es geht immer wieder um diesen Kern: Wo standen und stehen wir politisch? Wer sind wir? Was macht uns aus? Man muss dabei respektieren, dass es eine Gruppe von Kollegen gibt, die da eher still sind. Die eher versuchen, auf einer anderen Ebene einen bestimmten Stil des Umgangs mit Streitigkeiten zu verkörpern.

Sie sagen: Das ist meine Art, für etwas Zivilisatorisches zu sorgen. Es geht ja eigentlich um den Umgang damit, wie wir Kultur und Zivilisation verstehen. Mein Verständnis von Zivilisation ist, dass wir mit dem, was wir vorfinden, was wir geerbt haben und auch, was wir selbst sind, gut umgehen und das respektieren.

LD: Genau.

AS: Das ist aber nicht jedermanns Verständnis.

AM: Also Bürgerengagement als notwendiger Teil eines Zivilisationsprozesses ...?

AS: Ja, aber jeder auf seine Art und Weise. Es müsste, glaube ich, wirklich schon etwas sehr Großes passieren, dass ich heutzutage auf eine Demonstration gehen würde.

LD: Es passiert gerade etwas sehr Großes, Frau Springer. Ich glaube, das, worauf ich anspreche, ist so eine inaktive analytische beobachtende Haltung, bei der im Subtext etwas mitschwingt wie „Ich beobachte die anderen, aber ich selbst gehöre eigentlich nicht richtig dazu.“

AS: Was da mitschwingt und was bei Ihnen dann, glaube ich, als etwas Unangenehmes ankommen kann, ist verbunden mit einer latenten Ablehnung: „Die agieren da rum, die anderen.“ Das ist die unangenehme Seite, und dem würde ich immer entgegentreten.

AM: Aber Ihre Haltung, Frau Dohm, bedeutet im Umkehrschluss ja auch: Wenn wir wollen, dass Leute sich als PsychotherapeutInnen politisch so exponieren, dann müssen wir auch damit leben, dass Leute sich bei der AfD exponieren oder von der ultrarechten Seite her ihre Ziele agitieren?

LD: Natürlich steht es in diesem Land jedem frei, sich zu engagieren. Ich persönlich würde mir wünschen und das ist es auch, was ich hoffe, dass unsere Berufsgruppe auf einem wissenschaftlichen Konsens, auch auf einem Konsens der Menschenrechte und der Würde des Menschen dem wachsenden Rechtspopulismus entgegentritt. Weil ich denke, dass es im Sinne der Berufsethik eine Rolle spielt. Aber natürlich steht es den Menschen frei, sich auch im rechten Spektrum zu engagieren. Umso wichtiger ist es ja, dass die, die eine andere Haltung haben, sich dann dagegen engagieren. (lacht)

AM: Und wo liegen Ihre persönlichen Berührungspunkte, Grenzen, Schwierigkeiten?

AS: Ich finde es legitim, dass jeder Bürger dieses Landes aufsteht und sagt, ich habe die und die Meinung. Ich finde es ein Trauerspiel, wenn das nicht passiert.

LD: Ja, das ist ein notwendiger Bestandteil unserer Demokratie.

AS: Ja, aber Demokratie ist anstrengend. Für mich ist die Grenze dort, wo mein Job berührt ist, in der therapeutischen Situation. Wenn ich mit jemandem zu tun habe -

und ich habe immer mal wieder mit Patienten zu tun, die entweder nach rechts driften oder zum Teil wirklich auch schon sehr rechts und auch politisch aktiv sind. Dann ist es mein Job, mit den Gefühlen, Affekten, Fantasien und so weiter umzugehen, die kommen, wenn ich ihnen zuhöre. Da schreit alles danach zu sagen: „Hör endlich auf! Ich kann es nicht hören, ich will es nicht.“ Aber ich muss dann entscheiden, ob ich dem Betreffenden sage: „Ich kann Ihnen nicht weiterhin zur Verfügung stehen, aber ich helfe Ihnen gerne, jemand anderen zu suchen.“ Das habe ich auch schon gemacht. Ich würde wirklich anfangen, supervisorisch mit Kollegen sehr ernsthaft nachzudenken, wenn ich bei mir bemerken würde, dass ich in der Stunde gesagt habe: „Ich finde das falsch, was Sie da gerade sagen.“

AM: Also, es darf Ihnen nach Ihrem eigenen Selbstverständnis nicht passieren ...?

AS: Nein, das darf nicht sein. Der Patient hat per se den freien Raum, jeden „Unfug“ zu erzählen, den er erzählen möchte. Es ist mein Job, damit umzugehen und herauszufinden, warum er es gerade nötig hat, mich derartig auf die Palme zu bringen, weil Patienten ein sehr gutes Gefühl dafür haben, dass sie gerade etwas mit dem anderen machen.

AM: Aber wie ging es Ihnen damit, als Sie die Therapie abgebrochen haben?

AS: Für mich war es der richtige Schritt. In einem der beiden Fälle, als ich das gemacht habe, war es völlig klar. Im anderen Fall war eine Patientin, die nicht damit gerechnet hatte und sehr betroffen reagiert hat. Vielleicht war das für sie eine wichtige Botschaft, dass jemand relativ freundlich zu ihr sagt: „Das geht mit mir nicht.“ Ich war bei beiden zutiefst erleichtert und sehr froh, die Entscheidung getroffen zu haben. Und dann gibt es andere Situationen, wo es eine lange schwierige Arbeit wird, gemeinsam zu verstehen, warum es jemand nötig hat, auf diese Art und Weise ein bestimmtes Menschenbild zu pflegen und zu verteidigen und sich so zu positionieren. Das ist wahnsinnig anstrengend. Ich weiß auch nicht, ob es immer gelingen kann. Aber ich finde es notwendig, es zu probieren. Für mich ist es eine zivilisatorische Tätigkeit, gerade dann nicht zu sagen: „Hören Sie, so geht es aber gar nicht.“ Aber man kann man es natürlich auch ganz anders sehen.

LD: Ich gehe da mit Ihnen d' accord, ich würde in solchen Fällen supervisorische Hilfe in Anspruch nehmen und es im Zweifelsfall vermutlich ähnlich machen. Und ich erlebe es auch gerade bei jüngeren KollegInnen - mich eingeschlossen - so, dass es in diesem Bereich durchaus Beratungsbedarf gibt. Es ist wichtig, dass wir als TherapeutInnen Unterstützung bekommen, um herausfinden zu können: Wo sind meine Grenzen? Bis zu welchem Punkt bin ich bereit, diese Situation auszuhalten, und wo ist vielleicht auch der Punkt, um zu sagen: „Es geht nicht mehr.“ Letztlich ist es aber ja schon ein Erfolg, wenn solche PatientInnen zu uns in Therapie kommen. Das kann eine kleine Chance sein.

AM: Es gibt einen Artikel von einem taz-Redakteur über einen Psychotherapeuten, der einen Bericht geschrieben hat darüber, wie er in einer Reha-Klinik in Brandenburg eine Gruppentherapie geleitet hat. Eine Patientin hatte mit rechter Agitation seine Gruppe total gesprengt. Er hat ihr dann, von der Klinikleitung unterstützt, klargemacht, dass sie das innerhalb des therapeutischen Raumes zu unterlassen hat und dann hat sie alle Pausen und Anlässe zu Gespräch mit MitpatientInnen genutzt, die anderen PatientInnen gegen ihn und gegen die Klinik aufzuhetzen. Das hat die gesamte Therapie überlagert und er ist in einen völligen Hilflosigkeitsmodus geraten. Dieser Artikel kann einem wirklich zu denken geben. Interessant sind dann die Kommentare von Kollegen und Kolleginnen, die teilweise alles andere als freundlich waren und ihm völlige Unfähigkeit bescheinigten.

AS: Was für ein Unfug.

LD: Aber das ist wieder ein Teil dieses Problems, dass wir in solchen Situationen dazu neigen, uns gegenseitig zu zerfleischen, anstatt zusammenzuhalten und zu sagen: Das sind schwierige Situationen, in die geraten wir in Therapieräumen und darüber müssen wir sprechen und versuchen, alle an einem Strang zu ziehen. Ich habe den Artikel übrigens auch gelesen und ich fand ihn auch sehr gut und ich bin überzeugt, dass es nötig ist, hier zu sagen: „Nein, das geht so nicht, das mach ich nicht.“

AS: Aber der Kollege hat wahrscheinlich auch das Problem, dass er angestellt in einer Klinik arbeitet und nicht die Freiheit hat, die wir in der Praxis haben, zu sagen: „Liebe Frau, mit mir nicht.“ Und da wird es dann wirklich schwierig.

LD: Ich erinnere mich, dass ich bei ein, zwei Stellen gedacht habe, das hätte ich anders gemacht als der Kollege. Aber nichtsdestotrotz ist es doch gut, dass er auf das Dilemma hinweist und dass es veröffentlicht wird.

AM: Die Frage ist: Wird eigentlich unter den Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen genügend darüber geredet, welche Probleme sich da auch in den Therapien zunehmend auftun und wie man damit umgehen kann?

LD: Ich hatte das in meiner Ausbildung nicht und das ist noch nicht so lange her. Ich finde, das ist eine Leerstelle.

AS: Es ist bei Kollegen sehr unterschiedlich, weil wir ja auch untereinander unterschiedlich sind. Aber es findet in den Kontrollanalysen, in den Supervisionen zunehmend breiteren Raum, weil einfach mehr Patienten darüber sprechen. Aber es finden auch Veranstaltungen statt, Vorträge, Diskussionen. Anschließend wird natürlich darüber geredet. Es hängt aber wirklich auch mit der Tradition zusammen, dass wir inzwischen sehr gewohnt sind, über die eigene Geschichte kritisch zu sprechen. Das war früher auch nicht so. Es dauert immer eine Generation.

AM: Also die Geschichte der eigenen Profession ...

AS: Ja, der eigenen Profession. Die Psychologie, nicht die Psychoanalyse an sich, hat schon eine hochproblematische Geschichte. Die heutige Professionalisierung hat ihre Vorläufer in der Psychologie im Dritten Reich. Das ist alles bekannt, das ist alles veröffentlicht, aber damit muss man sich auseinandersetzen. Daher kommt dann, glaube ich, auch wirklich ein inzwischen sehr breites politisches Bewusstsein dafür, dass man als Psychotherapeut gesellschaftliche Verantwortung trägt. Aber die nimmt eben jeder sehr unterschiedlich wahr.

LD: Und wo ich mir jetzt auch ganz konkret mehr Fortbildungen wünschen würde, wäre die Klimaproblematik und die Frage des Bewusstseins von der Klimakrise. Mein Eindruck ist, dass es auch unter Kollegen ganz unterschiedlich starkes Bewusstsein darüber gibt. Ich würde mir wünschen, dass dieses Thema an den Universitäten, an den Ausbildungsinstituten stärker Eingang findet. Erst einmal: Was ist der wissenschaftliche Konsens, was bedeutet das für uns? Und vor allem was bedeutet das für uns in der Psychotherapie? Was bedeutet das für die PatientInnen? Was hat das für Implikationen? Hier ist noch viel zu tun.

AM: In welchen Formen begegnen Ihnen politische Themen innerhalb der Therapie noch? Wie sehr ist zum Beispiel die Klimakrise ein Thema?

LD: Hin und wieder, einerseits zum Beispiel in Form von Angst vor der Klimakrise., Und wir müssen wir uns ja auch selbst damit auseinandersetzen: Was bedeutet die Vorstellung für mich, dass meine Kinder in einer ganz anderen Welt aufwachsen werden als ich? Dazu gehören die ganzen Gefühle, die damit verbunden sind. Andererseits aber auch - analog zum Thema "Umgang mit den Rechten" im Therapiesetting – die Frage: Was macht es mit mir als Therapeutin, wenn mir zum Beispiel eine Patientin, ein Patient erzählt, dass sie dieses Jahr ihre dritte Kreuzfahrt geplant haben, um es sich mal richtig gut gehen zu lassen. So etwas löst auch etwas in mir aus.

AS: Hm, gar nicht so einfach ...

LD: Dabei werden im Grunde ähnliche Themen berührt wie die, die wir eben besprochen haben, nämlich: Wie gehe ich damit um, was in mir in solchen Momenten passiert? Das gehört in die Supervision, und ich finde das gehört auch in die Ausbildung. Das wäre jedenfalls meine Vorstellung, dass es dazu Fortbildungsveranstaltungen geben sollte.

AM: Wie oft begegnet Ihnen das Thema, Frau Springer?

AS: Also, nicht bei allen Patienten, das ist eine eher kleinere Gruppe, aber für diese ist das Thema sehr wichtig. Das reicht von sehr nachvollziehbarer, gut begründeter Besorgnis bis zu einer völlig anders motivierten Angstproblematik. Also: Jemand wird

zum Beispiel von Vergiftungsphantasien geplagt, die sich auf das Klimathema draufsetzen und dann wird alles miteinander vermischt. Da muss man dann sehr aufpassen, dass man das differenziert, ohne in die Verleugnung zu gehen. Bei den Ausbildungskandidaten wird es übrigens mehr und mehr zum Thema, inzwischen ist es eine ziemlich große Gruppe, die auch darüber spricht und sich auf irgendeine Art und Weise engagiert.

LD: Wir erleben es auch so. Bei uns sind es jüngere KollegInnen und es sind viele Frauen. Das ist im Grunde das Gegenteil zur Berufspolitik. Ich möchte sagen, dass aus meiner Sicht in der Positionierung zur Klimakrise eine Chance liegt, gerade auch für die Psychoanalyse. Die Psychoanalyse hätte so viel dazu beizutragen, besonders was die Ideen zur Verleugnung, zur Verdrängung, zur Vermeidung angeht - alle Aspekte, die mit Abwehr zu tun haben – das ist so ein wichtiger Bereich im Umgang mit diesem Thema.

AS: Das hat auch Tradition, diese Form der Auseinandersetzung. Zum Beispiel kommen derzeit wichtige Veröffentlichungen, in denen man wirklich etwas über den inneren Zustand zum Beispiel der amerikanischen Politik erfährt, von Analytikern. Vielleicht muss man sich aber darauf einigen, dass Menschen sehr unterschiedliche Wege gehen können und dabei das gleiche Anliegen haben. Ich sage das nicht, um eine Art Friedhofsruhe anzumahnen, so nach dem Motto: „Regt euch alle nicht so auf.“ Ich glaube, man muss sich sogar viel mehr aufregen. Aber die Art und Weise damit umzugehen, die ist einfach unterschiedlich, je nachdem, wo man herkommt, und das ist auch ein Wert in dieser Gesellschaft, dass man damit unterschiedlich umgehen darf.

LD: ... und dass wir uns dadurch nicht bremsen lassen, sondern die Unterschiedlichkeit aushalten. Letztlich ist das ja etwas, was wir PsychotherapeutInnen können: in Beziehung bleiben trotz unterschiedlicher Meinung.

AM: Wie wir schon gesagt haben: Diese besondere Perspektive der Psychotherapie, dieses Reflektierende und Selbstreflektierende ist ja eine entscheidende Besonderheit, die man in diesen Prozess einbringen kann. Vielleicht können Sie beide nochmal zum Abschluss sagen, wo Sie eigentlich die Psychotherapie in diesem politischen Spannungsfeld sehen.

LD: Also ich finde, PsychotherapeutInnen sollten sich mehr einbringen. Ich finde, wir können das, wir haben das Wissen dazu. Man muss dazu auch nicht Umweltpsychologie studiert haben. Mit unserer guten Ausbildung können wir so viel beitragen, auch im Sinne von Empowerment. Ich glaube, wir können alle ganz viel beitragen, wenn jeder für sich selber prüft: Was passt zu mir, was ist meine Stärke, wo kann ich mich einbringen? Und dann los! Und dann nicht noch 28 Mal darüber nachdenken, sondern einfach versuchen.

AM: Frau Springer, was kann die Psychotherapie beitragen?

AS: Ich glaube auch, dass wir ein bestimmtes Wissen darüber haben, wie Motivation funktioniert, wie Menschengruppen, große Menschengruppen funktionieren und wie die Gesellschaft mit Herausforderungen umgeht und umgehen kann. Da ist, glaube ich, von Seiten der Psychoanalyse eine ganze Menge an flankierendem Wissen, das wir auch zur Verfügung stellen können. Nicht nur im Sinne von „bremsen und immer schön langsam“, sondern Prozesse sympathisierend begleiten und im Übrigen jeder nach seinen Möglichkeiten.

AM: Vielen Dank.

Gesprächsteilnehmerinnen:

Lea Dohm

Dipl.-Psych., Tiefenpsycholog. fundierte Psychotherapeutin,
aktiv bei „Psychologists/Psychotherapists for Future“, selbstständig
in eigener Praxis in Stadthagen.

Anne Springer

Dipl.-Psych., Psychoanalytikerin in freier
Praxis in Berlin, Lehranalytikerin und Dozentin
am Institut für Psychotherapie Berlin.
Sie war langjährige Vorsitzende der DGPT.

Das Gespräch moderierte Anja Manz, bvvp Pressesprecherin